



Abend-

Zeitung.

50.

Sonnabend, am 27. Februar 1819.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Erfindung der Lyra.

Prolog,

zu Eröffnung einer Gesellschaft dieses Namens.

In jenen Tagen, wo die heitern Söhne  
Des Jupiter, Apollo und Merkur,  
Des Götterstandes sich und seiner Schöne  
Entäufend und in menschliche Natur  
Sich kleidend, an dem Fuße des Cyllene  
Als Hirten wandelten auf ird'scher Flur:  
Stieß einst der Fuß Merkurs beim Abendstrahle  
An einer Schildkröt' ausgedörrete Schaale.

Und plötzlich hallet in den Felsengängen,  
Wie Sphärenklang ein nie vernommener Ton.  
Betroffen lauscht den wunderbaren Klängen  
Des hohlen Schild's der kluge Göttersohn.  
Ertönen sollst du, ruft er, zu Gesängen,  
Vielleicht gewinnst du mir noch reichern Lohn!  
Drauf, ihn mit Ninderneerven zu bespannen,  
Trägt er den schönen Fund entzückt von dannen.

Und kaum daß aus der Bogen grüner Mitte  
Aurora's Fackel wieder leuchtend brennt,  
Sitzt emsig schon Merkur vor seiner Hütte  
Und spielt sein neuerfund'nes Instrument.  
Da kommt Apollo, hemmt die raschen Schritte  
Und horcht und fühlt was keine Sprache nennt;  
Doch Jener sagt: du liebst der Töne rauschen,  
Gieb mir ein Ninderpaar, so will ich tauschen!

„Nimm,“ ruft Apollo, „nimm meine ganze Heerde!  
Mit Freuden geb' ich sie um solchen Lohn.“  
Und schüret an die lichten Sonnenpferde,  
Die freudig wiehern zu der Lyra Ton,  
Und schwebt durch Wolken von der grünen Erde  
Nach seines Vaters glanzumstrahlten Thron;  
Der küsst eben einer Grazie Wangen,  
Als vor dem Thor Apollo's Saiten klangen.

„Welch' süßer Wohlklang dringt zu meinen Ohren?“  
Spricht Jupiter, „man öffne den Pallast!  
„Und wär' auch solch' ein Säng' erdgeboren,  
Er sey den Göttern ein willkommen' Gast!“  
Und wie er winket, fliegen stracks die Horen  
Der goldnen Pforte zu mit froher Hast,  
Und Phoebus ist's, und vor den Göttern allen  
Läßt er das neue Saitenspiel erschallen.

Da dränget sich um ihn die Schaar der Musen,  
Die Grazien tanzen nach dem holden Klang,  
Und Hebe reicht ihm Nektar und der Busen  
Der Liebesgöttin athmet süß und bang,  
Zu sanftern Zügen wandelt selbst Medusen  
Auf Pallas Schild der liebliche Gesang,  
Und der entzückte Vater winkt dem Sohne  
Und windet um sein Haupt die Lorbeerkrone.

Wohlan denn, Freunde! wenn der Lyra Schwingen  
Die Freuden der Unsterblichkeit erhöht,  
Wenn Orpheus' Töne selbst zum Orkus dringen,  
Arion's Leier durch die Wogen weht:  
So möge sie auch unserm Kreise klingen,  
Denn Schande dem, der ihren Reiz verschmäht!  
Und sollt' uns auch nicht jeder Ton gelingen:  
So richtet gütig, was wir freundlich bringen!

W. Gerhard.

Die Todenhand.

(Fortsetzung.)

Der Präsident war nicht wenig betroffen, ge-  
gen einen Mann eine solche Anklage sich erheben zu  
sehen, dem er so innig vertraut hatte, und ob er  
dem Berichterstatter gleich wenig Glauben beimaß,  
so mußte doch ohne Verzug etwas geschehen, das

die Sache in's Klare brachte. Er sendete deshalb den alten Kriminal-Rath Herbst, einen streng-rechtlichen, zugleich aber auch sehr discreten Mann, als Kommissarius im Geheim dorthin ab, und trug ihm auf: zwar so schonend als möglich zu Werke zu gehen, im Fall sich aber die Todendhand mit dem bezeichneten Ringe wirklich vorfinden sollte, den Prediger Reinhausen, nebst seiner Tochter, ohne Weiteres in Verhaft nehmen zu lassen.

Der Kriminalrath ging noch in derselben Nacht ab, und trat am frühen Morgen mit den Gerichten des Dorfes unerwartet in die Pfarrwohnung. Reinhausen lächelte ruhig, als er ihm seinen Auftrag bekannt machte, und wollte die Tochter rufen lassen, die noch auf ihrem Zimmer war; doch jener verbat es, und ging selbst zu ihr hinauf. Ada hatte eben ihr Morgengebet verrichtet, und erschrak nicht wenig, den fremden Mann bei sich eintreten zu sehen; aber sie ward noch sichtlicher bestürzt, als derselbe, freundlich und ernst, die Oeffnung ihres Pultes verlangte, weil er von höherer Behörde beauftragt sey, den Inhalt eines Kästchens zu prüfen, welches sich darin befinden solle! Zitternd und hocherröthend schloß sie auf.

Da stand denn im Hintergrunde das bedeutungsvolle Kästchen, und in demselben lag wirklich die linke Hand eines Todten, mit dem Stein im Ringe, und den Buchstaben D. G. R. auf der Fassung.

„O, mein Gott!“ rief der Kriminalrath und schlug die Hände zusammen: „So sind Sie wirklich des Brudermordes schuldig?“ — Ada stand bleich vor ihm und starrte ihn mit großen Augen an, als verstehe sie den Sinn dieser Worte nicht; sie wollte zu ihrem Vater hinab eilen, aber der Kriminalrath ließ sie nicht aus ihrem Zimmer, und weil er die sprechendsten Beweise der Schuld in den Händen zu haben glaubte, so kündigte er beiden gefängliche Haft an, und ließ sie, damit sie sich vor dem ersten Verhör nicht sprechen konnten, in zwei besondern Wagen, in der nächsten Nacht, unter Bedeckung nach der Stadt abführen.

„Nun so fahre hin, du Glaube an die Menschheit!“ rief der Präsident schmerzlich aus, als ihm der Kriminalrath berichtet hatte: „Und du, blinde Gerechtigkeit, gehe deinen alten, eisernen Gang!“

Da trat Graf Dietrich bleich und verstört in das Zimmer. „Ist es möglich, Vater?“ sprach er bebend: „Ist Reinhausen und seine Tochter des schrecklichen Verdachtes wegen wirklich in Verhaft genommen?“ —

„Ja,“ sagte der Präsident: „sie haben uns mit ihrer frommen Außenseite schändlich betrogen!“ —

„Lassen Sie mich das Mädchen sprechen!“ flehte der Sohn: „Sie ist sicher ohne Schuld. Eine einzige Unterredung soll mir mehr sagen, als zehn Verhöre!“

„Nein!“ entgegnete der Präsident: „Nein, wir dürfen keinen Schritt mehr thun! Wir sind durch diese Menschen schon mehr als bloß gestellt. Die Sache muß ihren Weg gehen!“

„Vater!“ rief der Sohn in höchster Bewegung, und sank vor ihm nieder: „Ada ist unschuldig! Das ganze Glück meines Lebens hängt daran!“

„Mein armer Dietrich!“ sprach der Vater sanft, und nahm den Sohn an seine Brust: „Ich habe das wohl geahnet, und hätte Dir, trotz mancher Vorurtheile, meinen Segen gern gegeben. — Aber das wirst Du wohl einsehen, daß, wenn auch das Mädchen selbst schuldlos seyn sollte, die Tochter eines Mörders immer für Dich verloren bleibt!“

Die Untersuchung sollte nun auf's Neue beginnen. Da aber der Kriminalrath Herbst vorher die Akten der frühern Untersuchung des Mordes zu Immenhahn verlangte, und diese also erst herbeigeschafft werden mußten, so verging eine geraume Zeit, ehe man zum Verhör selbst schreiten konnte.

Während dessen war ein junger Mann zu Immenhahn erschienen, der sich sehr angelegentlich nach Thomas Reinhausen und seinem dermaligen Wohnorte erkundigt hatte. Er kam, da man ihm denselben nachgewiesen, auch hierher, und bat, weil er Reinhausen auf's neue in diese Untersuchung verwickelt fand, und ihm der Zutritt zu ihm untersagt blieb, den Präsidenten um eine geheime Unterredung.

Dies geschah gerade am Tage des ersten Verhörs. Der alte Reinhausen hatte in demselben alles geläugnet und durchaus nichts von der Todendhand wissen wollen; Ada hingegen, die bei ihr vorgefundene für ihr Eigenthum zwar anerkannt, jedoch behauptet, daß sie weder die Hand des ermordeten Oheims sey, noch daß ihr Vater das geringste darum wisse. Die Frage aber: Wie sie dazu gekommen? — hatte das Mädchen unbeantwortet gelassen, und dabei dringend gebeten, sie ihrem Vater zuzuführen, weil sie nur diesem das Geheimniß enthüllen könne! — Da man aber Bedenken getra-

gen, ihr gleich jetzt zu willfahren, so war das erste Verhör hiermit geschlossen worden.

Nachdem der Präsident mit dem Fremden mehrere Stunden allein gesprochen, und die, bei dem ersten Verhöre aufgenommenen Protocolle gelesen hatte, kam er mit dem Kriminalrath Herbst darin überein, die von der Tochter erbetene Zusammenkunft mit ihrem Vater ohne Verzug auf seinem Zimmer zu veranstalten. Außer dem Präsidenten und dem Kriminalrathe war niemand zugegen, als sich jene wiedersehen und einander weinend in die Arme sanken.

„Nicht wahr, mein Kind!“ sagte Reinbogen: „wir sind unschuldig?“ —

„Ja! mein geliebter Vater!“ rief Ada: „und vor diesen würdigen Männern will ich Dir alles bekennen, was den Schein des Verbrechens auf uns geworfen hat!“

(Der Beschluß folgt.)

#### Auch Etwas aus der Arithmetik.

Ein sehr hohes Facit, besonders wenn die Berechnung desselben in ihrer Art originell war, setzt uns oft in ein Erstaunen, in welchem das Gefühl des Erhabenen, ja selbst eine Ahnung des Unendlichen, mit der Freude über die Kraft des menschlichen Geistes zusammenfließt, wenigstens durch Zeichen und Symbole jenes darzustellen, und so an den Grenzen des Wirklichen in das unermessliche Gebiet des Möglichen hinaus zu blicken. Dies scheint auch der nächste Grund zu seyn, warum die Angabe solcher Facite selbst in Unterhaltungsblättern gewöhnlich sehr willkommen ist. Nur, dünkt mich, sollte in denselben der Gang der Berechnung wenigstens nach seinen eigenthümlichen Prämissen und nach seinen Hauptstationen nie gänzlich fehlen, weil sonst ein aufmerksamer Leser oft nicht weiß, was er aus manchem Exempel der Art machen soll. Diese Ueberzeugung haben zwei Berechnungen, welche die Abendzeitung vorigen Jahres uns zum Besten gab, nur noch fester in mir begründet; in der spätern sagte man uns, zu wie viel tausend Millionen Köpfen in so und so viel Jahren das geringe Völklein von 19 Personen anwachsen könne; — aber, fragt man, unter welchen Bedingungen? nach welchen Naturgesetzen? und warum eben von 19

Persönen? Früher lasen wir mit Erstaunen wie viel Millionen Jahre dazu gehören sollten, um alle Vorstellungen in einem Kaleidoskop mit 20 Glaskörperchen vor Augen zu bekommen. Wie aber, wenn jenes Facit viel zu niedrig befunden würde? und dies muß so lange geschehn, als der Berechner nicht den Gang und die Bedingungen seiner Rechnung uns deutlich und genau angiebt. Es läßt sich nämlich ohne Mühe begreifen, daß die Vielfältigkeit der Figuren im Instrument, auch selbst bei wenigern Körperchen, im eigentlichsten Sinne, durchaus unendlich seyn muß, sobald man daran denkt, daß diese Figuren nicht allein von der gegenseitigen Lage der Körperchen abhängen, sondern zugleich von ihrer eigenen Richtung im Rohre, und daß die letztere durch die unendliche Theilbarkeit eines jeden Gradbogens zugleich unendlicher Mannfaltigkeit fähig wird. — Erlaube man mir nun, einige, — vielleicht nicht uninteressante Berechnungen, so darzulegen, wie ich, und mit mir wohl jeder, der nicht gern nur obenhin wegschöpft, auch andre lesen möchte.

I. Wir fragen zuerst: Wie schwer wiegt ein Zwirnfaden, so fein man ihn haben mag, welcher die Erde am Aequator umspannen würde? — Wegen des Zwirns wenden wir uns wohl am besten nach Dreßbach und Venusberg, zwischen Schopau und Ehrenfriedersdorf im sächsischen Gebirge, wo man den Klöppelzwirn zu den besten Schneeberger, Zwönitzer und Bernsbacher Spigen so fein fertigt, daß 936 Strähnel (sic kosten auf der Stelle gegen 70 Thlr.) auf ein Pfund gehn; das Strähnel aber hält 100 Faden zu 40 Leipziger Zoll; hiernach ist das Pfund lang = 156000 Ellen oder 268883 Pariser Fuß. Nun aber hält, nach Mollweide's Berechnungen, der Erdaequator, — ohne Höhen und Tiefen zu berücksichtigen, — 123,321,720 Pariser Fuß. Daraus ergiebt sich denn das Gewicht jenes Fadens zu 4 Etr. 18 Pfd. 20 Lth. 2,055 Quentchen. — Wollte man statt des Zwirnfadens einen massiv-silbernen nehmen, der auch nur  $\frac{1}{2}$  Par. Linie dick wäre, so würde er dennoch wiegen (man nimmt das Gewicht von einem Par. Cubikzoll Silbers zu 4357 Holl. Aß an,) 2056 Etr. 58 Pfd. 4 Lth. Hieraus ließen sich dann 4,524362 $\frac{1}{2}$  Sächs. Spec. Thlr. schlagen, für deren rasche Metamorphose man schon weiter im Norden sorgen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz: Nachrichten.

### Tagebuch aus Wien.

(Fortsetzung.)

Am 22. Jan. Das Leopoldstädter Theater bewilligte seinem Dichter Bäuerle die Einnahme der heutigen zweiundzwanzigsten Vorstellung seines Stückes: Die falsche Prima Donna. — Außerdem, daß diese lustige Posse fortwährend sehr gern gesehen wird, wußte der Beneficiant das Publikum auch noch durch eine Menuet, welche der Fährdrich Rummelputz mit der falschen Prima Donna tanzte, und durch ein neues Gefangnäck der Letztern zu locken. Das Haus war so überfüllt, daß es zu einfachen Preisen 1600 Gulden trug. (Die gewöhnlichen höchsten Einnahmen sind 11 bis 1200 Flr.). Der Verfasser wurde gerufen.

Am 23ten. Das Theater an der Wien hat diesen Abend mit dem Schauspieler: Cervantes in Algier, einen vollendeten Triumph gefeiert. Es lag nämlich dieses Stück bereits mehrere Monate bei dem Hoftheater, und noch immer harrete der Verfasser vergebens auf eine Entscheidung der Annahme oder Rückgabe. Dieser Verzögerung endlich müde, übergab er sein Werk dem Theater an der Wien. Hier wurde es mit Freude angenommen, mit Liebe, Schnelligkeit und dem regsten Kunsteifer einstudirt, und erhielt den ausgezeichnetsten Beifall des Publikums, so, daß fast nach jedem Akte ein Schauspieler herausgerufen, und am Schlusse der Name des — auf dem Zettel nicht genannten — Verfassers ungestüm gefordert wurde. Hr. Demmer erschien und nannte den bereits durch mehrere literarische Arbeiten vortheilhaft bekannten Hrn. Kuffner. Vieles ist durch dieses Stück für das Theater an der Wien und eben so viel für den Dichter gewonnen. Ersteres hat gezeigt, daß es auch ein Stück ohne Prunk und Spektakel würdig zu geben im Stande sey, und die Dichter werden künftig nicht gezwungen seyn, des und wehmüthig Jahrelang um Antwort zu bitten, und zu harren, ob ihr Geisteswerk von einigen Regisseurs würdig erkannt worden sey, von ihnen einstudirt zu werden oder nicht. — Hrn. Kuffner's Werk behandelt sinnig die bekannte Anekdote des Cervantes, als er in Algier gefangen war und mehrere Jahre mit seinen Freunden mitten im Garten des Bey in einer verborgenen Höhle lebte. Sprache und Versbau sind rein und fließend, die Bilder meist treffend, mitunter überraschend, der theatralische Effekt geht Hand in Hand mit der dramatischen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, und das Interesse

ist bis zur Schlusskatastrophe gesteigert. Hrn. Demmer (Cervantes) und Kuffner (Avelano) kann man das Lob einer vollendeten Darstellung ihrer Rollen beilegen. Auch alle übrigen Schauspieler waren von sichtbarem Eifer für das Werk, die gute Sache, ihre eigne Ehre und den neuauftauchenden Ruhm dieser Bühne beseelt.

(Wird fortgesetzt.)

London, Ende Decembers 1818.

Das neue Lustspiel in Covent-Garden: Ein Wort an die Damen, scheint sich nicht lange auf dem Repertoire halten zu wollen. Sein Hauptfehler ist, ähnliche und fast gleiche Ansprüche aller Personen des Stückes auf Interesse, dadurch werden der Gestalten, für die man Theilnahme haben soll, so viele, daß man sie am Ende für keine mehr haben kann. Daraus folgt, daß jede Person viel thun und sagen muß, während dessen andere wieder so wenig thun und sagen, und so ganz außer der Handlung stehen, daß, wenn sie wieder erscheinend, man sich erst lange besinnen muß, was sie denn eigentlich hatten vorstellen sollen, als sie vorher sich zeigten. So ward das Interesse dergestalt zersplittert, daß man mehr eine Folge einzelner Scenen, als ein regelmäßig fortlaufendes Schauspiel zu sehen glaubte. Ferner gab's darin eine gar zu große Menge von Herren, die sich umarmten oder begrüßten, und von denen, die lange Leidensgeschichten erzählten. Uebrigens ist der Dialog gar nicht schlecht, oft wahrhaft komisch, und man sah daraus deutlich, daß der Dichter etwas weit besseres hätte schaffen können, wenn er nicht von Haus aus in jene Fehler verfallen wäre. Die Ursache davon liegt aber leider sehr nahe in der heutigen Art, ein Stück zu schreiben, nämlich nicht nach eigener Erfindung und unbefangenen Ansichten und Empfindungen, sondern nach den Darstellern dieses oder jenes Theaters, und ihrer besondern Geschicklichkeit für diese oder jene Art der Darstellung. So setzte sich der Dichter, Mr. Kemrey also nicht hin, um ein gutes Lustspiel zu schaffen, sondern um Charaktere für die Herren Young, Macready, C. Kemble, Abbott, Jones, Farren, Vison, Emery u. s. w. hervorzubringen, und als er nun diese Absicht so übel und böse erreicht hatte, so bildeten er und die Direktoren sich ein, sie hätten ein sehr braves Stück mit den dankbarsten Künstlern besetzt. Das letztere war wahr, aber ein gutes Lustspiel war das Ding doch deshalb noch lange nicht.

## Ankündigungen.

In der Sanderschen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und daselbst, so wie in allen sonstigen Buchhandlungen zu bekommen:

### Wolfgang und Clara

oder

die reindeutsche Erziehungs-Anstalt.

Ein Roman

von

Julius von Hof.

1 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser, dessen treffliche Darstellungsgabe allgemein bekannt ist, stellt in dieser Geschichte die Folgen einer übertriebenen Vorliebe für das Deutschtum überhaupt und die deutsche Ritterzeit mit seinem gewohnten treffenden Witz dar. Die Idee dieses Buches ist neu, und noch von keinem unserer Schriftsteller ausgeführt. Wir hoffen daher um so mehr, daß kein Leser dasselbe, ohne darin eine angenehme Unterhaltung gefunden zu haben, aus der Hand legen wird.

Ist durch die Arnoldische Buchhandlung in Dresden zu bekommen.